

Die „Neunte“ ist ein Antidepressivum

Am 7. Mai 1824, also vor fast genau 200 Jahren, fand in Wien ein Ereignis statt, dessen musikhistorische Bedeutung niemand ahnte. An diesem Freitag um 7 Uhr wurden im K.K. Hoftheater nächst dem Kärntnertor in einer „Großen musikalischen Akademie“ (Akademien waren Benefizkonzerte für den Komponisten) drei neue Werke Beethovens aufgeführt, darunter, so liest man auf dem Anschlagzettel, die „Große Symphonie mit im Finale eintretenden Solo- und Chor-Stimmen auf Schillers Ode an die Freude“.

Beethoven war populär. Fast zweitausend Menschen kamen und spendeten enthusiastischen Beifall, klatschten begeistert nach jedem Satz, bisweilen sogar während des Spiels wie beim Eintritt der Pauke im Scherzo. Da ging es zu wie bei einem Popkonzert, keine gepflegte Stille wie heute. Beethoven, fast taub, fuhr wie ein Wahnsinniger hin und her, schlug mit den Händen und Füßen herum, als wollte er alle Instrumente spielen und den ganzen Chor singen. Der erste Geiger und ein Kapellmeister hielten das Ganze zusammen. Beim „Kassenrapport“ brach Beethoven zusammen, für ihn blieben 400 Gulden übrig, er fühlte sich wieder einmal betrogen, soll trotz aller Begeisterung im „vertrautesten Kreise“ gesagt haben, der letzte Satz sei ein Missgriff, er wolle noch einen reinen Instrumentalsatz schreiben. Heute wissen wir, dass gerade die „Ode an die Freude“ diese Sinfonie weltberühmt gemacht hat.

Diese „Neunte“ ist eine Art Weltanschauung. Wie reagieren wir auf die Schrecken der Welt? In den ersten drei Sätzen, vierzig Minuten lang, gibt Beethoven verschiedene Antworten: Erhaben, heiter, melancholisch kann unser Verhalten sein. Das ist musikalisch eindringlich gestaltet, genügt ihm aber nicht. Im vierten Satz sucht er nach etwas Neuem. Hoffnung keimt im „Oden-Thema“ auf und wird abrupt von einer schrillen „Schreckensfanfare“ hinweg geblasen. Das Neue muss radikal sein. Zunächst zögerlich, dann kraftvoll hebt die menschliche Stimme an von einer neuen Welt zu singen. Gesang in einer Sinfonie - so etwas gab es noch nie. Jedes Wort der Solisten und vor allem des Chores ist ein Programm - Freude, Götterfunke, feuertrunken, Brüder, seid umschlungen Millionen, Kuss der ganzen Welt, Sternenzelt - , lädt zum Mitsingen, Mitjubeln ein, steigert sich euphorisch zum Glauben: Gemeinsam, weltumspannend schaffen wir alles.

Die „Neunte“ musste sich nicht durchsetzen, sie war sofort ein Riesenerfolg und ist es bis heute geblieben. Sie vermittelt positive Energien, Optimismus, Lebensfreude, ist ein Antidepressivum. Sie wurde und wird bei besonderen Anlässen aufgeführt und für kommerzielle Zwecke missbraucht. Wagner dirigierte sie am Vorabend des Dresdner Aufstands 1849 (der Revoluzzer Michael Bakunin war begeistert) und der Grundsteinlegung seines Festspielhauses 1872. Für die Arbeitermusikbewegung war sie ab Silvester 1918 für viele Jahre eine Friedens- und Freiheitsfeier, zu Hitlers Geburtstag wurde sie arisch umgedeutet, mit ihr wurde der Geburtstag der DDR gefeiert und der Fall der Berliner Mauer. Leonard Bernstein dichtete sie um zu einer „Ode an die Freiheit“. Kirill Petrenko dirigierte sie zum Einstand als Chef der Berliner Philharmoniker und wird sie zum Abschied von Baden-Baden aufführen. Als Hymne des Europarates wurde sie verknüpft, als Werbung für die Europawahl wird sie eingesetzt, wie jüngst im Festspielhaus Baden-Baden. Da mäkeln natürlich die Musikexperten herum, aber die anderen sind begeistert und singen kräftig mit. Auch in der Popszene (etwa Whitney Houston mit „Joy of life“) und in der Werbebranche wurde sie kräftig ausgebeutet.

„Sie ist neben dem berühmten Lächeln der Mona Lisa...das Meisterwerk, über das am meisten Unsinn verbreitet wurde“, schrieb Claude Debussy 1901. Er ahnte nicht, was noch kommen würde. Doch so oft auch die „Neunte“ benutzt, missbraucht, trivialisiert wurde,

ihren musikalischen Glanz und ihren Optimismus hat sie ebenso wenig verloren wie die Mona Lisa ihr Lächeln. Sie ist belastet, aber belastbar. Sie lebt. Und das ist das wichtigste.